

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Verstehen sollst du
Autor: Haller, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nung ausgeht, mit Zurückdrängung des Details, mit bewußter starker Betonung des Gegensatzes von beleuchteten und beschatteten Partien. Dem Zusammenklang von rhythmisch bewegter Gestalt und Natur sucht der Künstler in dem Bild der Strandläuferin (S. 63), das 1912 im Schweizer Salon in Neuenburg hing, beizukommen.

So strebt denn auch diese Kunst von François Gos ganz ausgesprochen auf eine bestimmte Stillierung in Form und Farbe hin. Um dieses Streben willen darf er zu den jungen Talenten der modernen Schweizer Malerei gezählt werden, deren Entwicklung jeder gerne verfolgen wird, dem neues Leben in der Kunst ein aufrichtiges Anliegen ist.

Hans Trog, Zürich.

François Gos, Lausanne. La Tristesse.

Verstehen sollst du.

Skizze von Lilli Haller, Bern.

Sie saßen im Dunkel auf der großen Terrasse, die beiden alten Herren. Der Abend war mild und so wonnig die Luft, daß es wie ein großes Ausruhen über die Welt ging. Ganz nahe beisammen standen die zwei hellen Rohrsessel, und ganz nahe beisammen glühten die Lichterchen zweier Zigarren. Die Terrasse ging nach dem Garten hinaus, dem nachtwurkeln, in welchem die Violen dufteten und die Königslilien ragten. Bello, der Hund, hatte sich heimlich losgemacht und schlepte seine Kette über den Kies, leise, lautlos, wie ein Dieb, der Freiheit schmuggelt.

„Welch herrlicher Abend!“ meinte der Besucher im Panamahut und blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. „Weiß Gott, man fühlt sich so merkwürdig wohl und zufrieden, so sicher, möchte ich beinahe sagen.“

Der Hausherr lachte kurz auf. „Sicher? Vor wem? Vor dem Leben oder dem Tod?“

„Vor beiden. Es ist, als ob an solch wonnigen Sommerabenden Menschheit und Gottheit sich auf etwas besännen, als ob sie aufhorchten und sich das Wort gäben, von nun an einiger und inniger miteinander zu gehen.“

„Alter Phantast, Poet! Was träumst du da wieder? Alles bleibt, wie es ist und war, das Gute und das Böse. Grenzen gibt es ewig keine... Ist dein Neffe übrigens angekommen?“

„Nein, noch nicht. Uebermorgen muß er eintreffen. Ich freue mich ordentlich auf ihn.“

„Wie alt ist er?“

„Fünfundzwanzig. Allem Anschein nach ein schöner Bursch. Meine verstorbene Schwester war auch bilden schön. Ihren Mann, den Ungarn, habe ich nicht gekannt und auch nie gesehen. Sie muß sehr unglücklich gewesen sein, ich ahne das; geschrieben hat sie es nie. Nun ist sie tot, der Mann verschollen, der Bursch elternlos. Er hing an seiner Mutter und möchte in ihrer Heimat die Heimat finden, schreibt er.“

„Das ist recht. Aber was hat er gelernt? Was ist er?“

„Ja, wenn ich's nur selbst wüßte! Ich bin nicht recht klug aus seinen Briefen geworden. Ich glaube, er hat auch eine Zeit lang studiert. Eins scheint mir gewiß: Mir fällt die Aufgabe zu, etwas aus dem jungen Menschen zu machen; mir ist, als ob seine Erziehung jetzt erst begänne.“

Eine Pause entstand. Bello, der Hund, schleifte

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

seine Kette leise klirrend durchs Gebüsch, an den ängstlichen Nachtwiohlen vorbei.

„Erziehung, Hans?“ sagte da der Hausherr wieder, und ein leises Erschrecken klang auf einmal aus seiner Stimme. „Einen erwachsenen Menschen willst du erziehen?“

„Ja — und warum nicht? Ich meine es gut mit ihm.“

„Das glaube ich wohl. Aber erziehen heißt Menschen nach sich und seinem Muster formen. Wenn ich dir was raten kann, Hans, so laß das Erziehen, das Menschenerziehen. Verstehst du, das genügt.“

„Ich begreife dich nicht.“

„Soll ich dir erzählen, wie ich mir einst den Freund erzog? Den Freund, der mir der Liebste war, weil die erste Jugend uns einander geschenkt?“

Der alte Mann im Korbsessel neigte sich vornüber und blickte lange in den schweigenden Garten hinaus. Er stützte den Arm auf die Lehne und erzählte hierauf dem Aufhorchenden an seiner Seite, wie er vor vielen Jahren den Freund in den Tod getrieben.

„Es ist lange her, Hans,“ begann er; „ich habe dir nie davon gesprochen. Aber auch nicht ein Jota ist meinem Erinnern entchwunden. Das lebt und ist in mir, schmerzvoll und anklagend wie damals.“

Wir waren Schulkameraden, Kurt und ich. Er, der Unpraktische, Nichtmathematiker, der Leichtfassende und Sonnige, von dem unsere ganze Klasse das Empfinden hatte, als ob er von uns allen der Beste und Treueste sei. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, hatte die Eltern früh verloren und lebte bei Verwandten. Mit Geld, Zeit, Fähigkeiten verstand Kurt nicht umzugehen, und ich, der fünfzige Geschäftsmann, der Rechner und Besomtene, ich verwies oft, predigte und mahnte. Zu einem eigentlichen Beruf und Studium brachte Kurt es nie; es zog ihn hinaus in die Welt; er ging fort nach Polen als Hauslehrer. Es ginge ihm trefflich, rief er mir in seinen Briefen zu, er verdiente viel Geld und werde es noch weiter bringen. Ob er auch damit haushalte, spare, gab ich zurück. Aber ich erhielt nie eine Antwort auf meine Frage, denn Kurt häßte das philistrische Wort Sparen. Die Welt sei groß, behauptete er, groß zum Leben und weit zur Arbeit, und mehr wie einer Sarg brauche am allerleisten Ende auch der Reichste nicht. Und Krankheit, Not, Siechtum? Er lasse es darauf ankommen. Später unternahm er weite Reisen durch Russland, China, Indien. Wir ver-





DIESCHWEIZ
18900.

Raphael de Grada, Zürich.

Tauwetter.
Phot. Ph. & E. Linl, Zürich.

loren uns nie aus den Augen. Es war etwas in unserer Freundschaft, das uns tapfer zusammenhielt, und dies Etwas ging von ihm aus. Es muß wohl die Wärme und Treue seines Wesens gewesen sein, die Wärme und Treue beim andern voraussekte.

Nach vierzehn Jahren Fernsein stand er eines Tages vor meiner Tür, nicht mit den weltfrohen Augen von damals. Er war blaß, still, vornehm, wie ein Fürst in Verzagtheit. Das Heimatweh habe ihn überkommen, beichtete er, gewaltig wie ein verzehrend Fieber, das die Seele kleigmügt mache; er sei geflohen, Hals über Kopf, sonst wäre er wohl daran gestorben.

Was er zu tun gedenke, fragte ich ihn; ob er im Sinne habe, hier zu bleiben. „Ja,“ entgegnete mir Kurt mit der wehmütigen Zuversicht seiner ersten Jugendjahre, „es wird sich für mich schon etwas finden. In die Fremde lehre ich nicht mehr zurück. Ich haue auf dich und die Heimat. Wenn ich fremden Menschen genügt, warum sollte ich euch beiden nicht genügen?“ Wochenlang blieb er mein Gast. Ich beobachtete ihn, und ich glaubte zu wissen, daß nicht das Heimatweh allein ihn mir zurückgebracht; es war, als ob er ein unterhörtes Leid ertrage, als ob an einer stummen Wehklage seine Seele sich wundblute. Ich fragte nicht. Stundenlang konnte er dasitzen und vor sich hinstarren, müßig und regungslos. Er erzählte mir von seinen Reisen, seinen Erlebnissen und den Menschen seiner fernen Welt — jedoch von seinem Leid sprach er nie. Und wie der Sommer kam, da verlangte ihn plötzlich in die Berge. Er könnte die weißen Firnen nicht nur so von ferne sehn, meinte er, in sie hineinschauen müsse er, in den Schnee und das Leuchten. Er ging und blieb so lange fort, bis der Herbst kam. Wollte er dort oben sein Weh abschütteln? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mir auf einmal der Gedanke kam, ich hätte die Pflicht, diesen jungen, gesunden, müßigen Menschen zu erziehen, zu erziehen für unseres Landes Arbeit, für unser Leben, für unsere farge Heimat, die feinen Groschen umsonst bietet. So dasitzen und sinnen sollte er nicht mehr. Ich selbst war damals gerade auf dem Wege, etwas aus mir zu machen. Der Arbeit heiße ich Not hatte ich wohl schon hinter mir; denn ich hatte geslaubt und gerungen, gerechnet und gezählt. Ich besaß Achtung vor dem Geld, die Achtung, die meine armen Eltern und meine Arbeit mich gelehrt, und weil ich jede Minute meines Lebens mit Ringen nach diesem Geld ausgefüllt hatte. Und diese Achtung vor dem Geld machte mich hart und verständnislos für vieles, was andere schön und gut dünktet. Es war oft, als ob irgendwo in meinem Wesen mit bösem Finger eine Tür zugeschlagen würde, und Kurt, mein sämiger Freund, bekam meine Härte zu fühlen.

Er meinte eines Tages: „Ich bin so glücklich, wieder in der Heimat zu sein, weißt du. Gerade bei der Art Leute wie du ist Ruhe. Man spürt, da hat jeder sein Scherlein auf dem Trockenen; alle seid ihr schwer, bedacht, solid. Man denkt bei euch ans Alter und die Zukunft, und das ist wohl richtig und normal, nicht?“

„Wie steht es mit deinem Scherlein?“ fragte ich ziemlich scharf. „Hast du auch sparen und rechnen gelernt?“

Kurt lächelte zuerst, dann glitt der alte, mir bekannte,

ärgerliche Zug über sein Gesicht. Er antwortete nicht auf meine Frage. Ich nahm das Gespräch wieder auf. „Es wäre an der Zeit, an das Scherlein zu denken, Kurt. Du mußt etwas aus dir machen, dir eure Beschäftigung suchen...“ Die erwartete Antwort traf sofort ein. „Bin ich dir zur Last?“ lautete sie.

„Nein,“ entgegnete ich und schwieg kurz. Er beobachtete mich, und einen Augenblick tat mir die Raschheit meiner Worte leid. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, ihn zu erziehen. Ich sah, wie er Mühe hatte, sich in unsere Verhältnisse zu fügen, sah, wie so vieles bei uns seiner in der Welt draußen erworbenen Auffassung zuwiderlief, wie bald hier, bald dort ihn etwas erschreckte, zurückstieß. Er fand Menschen, Verhältnisse, Betätigungsraum klein und trostlos und klagte oft darüber. Es war aber auch, als ob etwas ihm die Hände lähmte, unsere Menschen und Verhältnisse anzufassen, und dieses Etwas kannte ich nicht. Mir schien es an der Zeit, daß er genas. Genesen sollte er durch das harte Leben selbst, das ich ihm nicht erleichtern wollte. Ich hatte schwer arbeiten müssen — warum sollte er nicht? Ich hatte in mir die Kraft gefunden — warum sollte er nicht? Jungen, gesunden Pflanzen schadet kein Sturm — und Kurt war jung und gesund. Er war in einem Alter, wo andern die Zukunft schon Gegenwart ist und wo man bereits festen Grund haben muß unter den Füßen. Er sollte hinein in die harte



François Goss, Lausanne.

Die Strandläuferin (1912).



François Goss, Lausanne.

Dame in Blau (1912).

Not. Ich wollte die Augen schließen und nicht sehen, die Ohren zumachen und nicht hören. Durchkämpfen sollte er sich, ich hatte es auch gemüht und Millionen anderer mit mir.

„Kurt, was gedenkt du zu tun?“ fragte ich deshalb.

„Ich werde sehen. Ein elendes Handwerk für einen Mann, Stunden zu erteilen, hier bei euch, ich weiß es. Aber zum Handel tauge ich nicht. In eine Schreibstube bringt mich niemand. Ich habe kein Talent zu solchen Dingen. Ich werde es mit den Zeitungen versuchen; irgend etwas muß ich ja finden, wo ich meine undiplomierten Kenntnisse unterbringen kann.“

„Ja, versuch's! Mach was aus dir! Gewiß findet sich bei ernstem Wollen etwas. Und bist du ein Mann in Stellung und Amt, dann gibst du dir durch eine gute Heirat noch einen bessern Hintergrund,“ versuchte ich zu scherzen.

Kurt erwiderte kein Wort. Es trat nur ein merkwürdiger, ich möchte sagen, ängstlicher Ausdruck in seine Augen, ein Ausdruck, der meine Worte tadelte und meine Gedanken schalt... Er wohnte den ganzen Winter über für sich allein oben in der Stadt. Ich sah ihn oft längere Zeit nicht. Aber ich ahnte, es gehe ihm nicht gut. Die wenigen, bei denen er verkehrte, glaubten ihn wohlhabend; denn er ging gut gekleidet und hielt auf sich. Er bemühte sich bald da, bald dort erfolglos, ich erfuhr es und erriet, wie sehr das Bewußtsein, als ein Fähiger doch ein Überflüssiger zu sein,

ihn niederdrücken mußte. Er versuchte es mit der Zeitung, er schrieb dahin und dorthin, er erteilte auch Stunden; aber das war alles so lang gemessen und arm, daß seine Seele sich unmöglich daran aufrichten konnte. Aber ich half ihm nicht; aller Anfang ist schwer, sagte ich mir.

Eines Tages kam er zu mir in mein Haus, gedrückt, blaß. Im dunklen Zimmer saßen wir. Ich fühlte, wie eine Bitte auf seinen Lippen lastete: die Bitte um Geld. Ich hätte ihm entgegenkommen sollen; aber ich wollte es nicht: er sollte seine Lage als seiner unwürdig empfinden und Dankbarkeit lernen für das Geld, um das man bitten muß. Ich sah, wie er in bitterm Schamgefühl vor mir, seinem Freund, die Dunkelheit benützen wollte, um mir nicht ins Gesicht sehen zu müssen — da klingelte ich und ließ die Lampe bringen...“

„Das war grausam,“ unterbrach der alte Mann im Pantamahut.

„Ja, damals nannte ich es Konsequenz. Als die Lampe hell brannte, spielte ich den Gleichgültigen, den Mann mit der dielen Haut. Und Kurt sprach zu mir auch gleichgültig, matt und gezwungen. Dann stand er auf und ergriff seinen Hut. „Willst du schon gehen?“ fragte ich. „Ich begleite dich ein Stück Weges. Ist's kalt draußen? Soll ich den Pelz nehmen?“

„Du, Fritz...“

„Ja,“ sagte ich und stießte mir eine Zigarre an.

„Fritz...“

„Was willst du?“

„Ich wollte dich bitten...“

„Um Geld wohl?“ warf ich ihm hin. „Ah, du bist aus damit? Wieviel willst du?“

Ich wartete seine Antwort nicht ab. Ich legte ihm eine Summe auf den Tisch, aber viel weniger, als er erwartet hatte; ich erriet es aus seinem armen enttäuschten Gesicht. Aber ich blieb hart. Ist er einmal aus der Not heraus, wird er diese schwere Zeit segnen, behauptete ich mir. Und doch kam mir vor, als ob schon jetzt alles in seinem Wesen verletzt, gekränkt, erniedrigt sei.

Kurt stießte das Geld ein.

„Ich muß es in zwei Monaten zurück haben,“ bemerkte ich; „ich brauche es!“

Er sah mich nicht an. „Ja,“ sagte er langsam, „ich danke dir.“ Ich begleitete ihn den Weg hinauf über die Brücke. Er schwieg; ich aber erzählte von meinen Geschäften mit der Ueberlegenheit des Besitzenden, Gesicherten, mit der Ruhe des Mannes, der sich des Tages freut und dem vor der Nacht nicht bangt... Immer seltener sah ich Kurt von jetzt an. Es traf sich auch, daß ich oft in Geschäften abwesend war. Aber ich verlor ihn nicht aus den Augen und erfuhr immer wieder, noch habe er keine Stellung. Was ich aber nicht erfuhr, war, wie unerhört der feinfühlige Mensch litt unter den Enttäuschungen, wie sein Stolz sich zusammenkauerte und wie alles an ihm Nerven wurde und Not. Die zwei Monate waren um, und er brachte mir natürlich das Geld nicht zurück. Ich hatte es so erwartet; auch wußte ich zum voraus, daß er nun gänzlich ausbleiben würde, die Scham würde ihn zurückhalten. Ich beurteilte ihn in Gedanken oft ungerecht, ich warf ihm Gleichgültigkeit und Leichtsinn vor. Und doch

weiß ich heute, daß Kurt weder gleichgültig noch leichtsinnig war. Er nahm die Dinge viel ernster und tiefer als andere; er war ein Mensch, der dachte, formte und verband, was das Leben ihm im Vorbeigehen zuteilte.

Nun folgte meine Reise nach Amerika; ein halbes Jahr hatte ich daselbst zu tun. Es war die Geschichte mit der Asphaltmine, die du kennst. Ich verreiste, ohne Kurt gesehen zu haben, und um keinen Preis wollte ich ihm Geld anbieten. Bei meiner Rückkehr mußte er in Stellung und Amt sein, nahm ich an. Du weißt, daß meine Verhandlungen drüber zu einem glänzenden Abschluß kamen, daß ich als reicher Mann aus Amerika zurückkehrte. Ich kam zurück in mein volles, warmes Junggesellenheim, in meine alte Behaglichkeit. Ich war in sehr guter sicherer Stimmung, so, als ob ich an Leib und Seele keine verwundbare Stelle besäße.

Ich dachte an Kurt, und mit aller Macht zog es mich jetzt zu ihm hin. Am andern Morgen bereits stand ich vor seiner Tür und klingelte. Eine sonderbare alte Frau mit blinzelnden Augen öffnete mir. „Er ist schon seit drei Monaten ausgezogen, gleich nach seiner Krankheit,“ befahl sie mich.

„Also war er frank?“

„Ja, sehr frank. Er hat lange im Spital gelegen!“

„So. Wo wohnt er denn jetzt?“ fragte ich, und, weil Gott warum, eine große Angst packte mich plötzlich. Die alte Frau nannte mir die Straße; die Hausnummer war ihrem Gedächtnis entchwunden.

Ich fuhr hin, kam in die besagte Straße; sie lag ganz hinten beim Wald, hohe, dumpfe Häuser, schmutzige Treppen, unsaubere Kinder. Ich ging von Flur zu Flur, studierte jeden Eingang, jeden Glockenzug. Endlich fand ich in einem Haus mit abgerissenen Tapeten über einem Briefeinwurf einen Zettel mit Kurts Namen. Also da wohnte der Arme. Es schlug gerade elf Uhr, als ich die vier Treppen hinaufstieg. Das Haus schien wie leer. Aber da kam jemand herunter; mir war, als müßte er es sein. „Kurt, bist du's?“ rief ich halblaut und schaute über das Treppengeländer in die Höhe. Ein fremder junger Mensch schritt kurz darauf an mir vorüber. Ich stieg hinauf und klingelte. „Frau Witwe Leuthold“ stand über der Glocke. Ich schellte einmal, zweimal, dreimal. Niemand öffnete. Da ging ich langsam hinunter. Unten im Hausflur traf ich den fremden jungen Menschen wieder.

„Wen suchen Sie?“ fragte er. „Herrn Bedert? Ja, der wohnt oben. Seine Wirtin muß wahrscheinlich ausgegangen sein, sie besorgt Wochendienste und ist selten da. Herr Bedert öffnet gewöhnlich selbst. Da muß er eben auch abwesend sein.“ — Ich nannte meinen Namen und bat den jungen Menschen, Kurt mitzuteilen, er solle mich heute noch besuchen. Er versprach, meinen Auftrag auszurichten.

Ich wartete den ganzen Tag, Kurt kam nicht. Und doch war ich jetzt bereit ihm zu helfen; jetzt durfte ich, jetzt kannte ich ...“

„Nein, jetzt willst du,“ sagte der Lauschende im Panamahut wie zu sich selbst.

Der Erzähler fuhr auf. „Was meinst du damit?“ „Ich wiederhole bloß: Jetzt wolltest du. Bis jetzt hast du nicht gewollt.“

Eine Weile herrschte Schweigen.

„Ich wartete auf Kurt bis tief in die Nacht hinein,“ fuhr der alte Mann wieder fort. „Ich saß am Fenster und rauchte eine Zigarre um die andere, wartete auf ein Klingeln, ein Klopfen, ein Rufen. Aber es wurde Mitternacht, und mein Freund erschien nicht.

Andern Tags genau um elf Uhr stieg ich wieder die vier Treppen hinauf. Sonderbar, wie leer das Haus schien. Oben fand ich die Flurtür offen. „Kurt!“ rief ich in den engen Vorraum hinein; denn ich stand vor drei verschloßnen Türen und wußte nicht, welche zu seinem Zimmer führte. Es antwortete niemand. Ich drückte auf die Klinke der Tür rechts und fand sie verschlossen. So auch die zweite. „Kurt!“ rief ich nochmals. Keine Antwort. Da ging ich zur dritten Tür und fand sie offen. Ein kleines schmales Gemach, verdunkelt durch die Fensterladen. Hinter der Tür das Bett. Und auf diesem Bett lag er, mein Freund, sein totes Antlitz mir zugewandt, die Pistole am Boden auf dem alten zerstochenen Teppich. Es hatte wohl niemand den Schuß gehört; denn sonst hätte der Tote nicht so einsam dagelegen. Eine kleine Rinne Blut trüpfelte von der Stirn... Auf dem Tisch fand ich einen Brief, der war an mich. Ich las diesen Brief Wort für Wort. „Fritz,“ schrieb er, „du wolltest mich erziehen, nicht wahr? Ich hab es gewußt, anders kann ich mir dein Hartsein nicht erklären. Du wolltest mich deiner Lebtag lehren, wie man mit Geld umgeht — glaub mir, ich verstand es immer besser wie du; denn du hast nicht einmal gewußt, daß man mit Geld einen Freund vor Hunger



François Gos, Kaufanne.

Mädchen mit Buch.

und Tod retten kann. Du hast Buch geführt, ich auch. Du über dein Vermögen, ich über meine Not. Uns beide hatte das Leben verschieden ausgestattet; du warst die Kampfnatur, ich nicht — und den letzten Mut hat mir die Fremde mit ihrem Leid geraubt. Ich wußte, daß ich ein gebrochener Mensch war, als ich zurückkehrte, aber ich baute auf die Heimat und dich, Fritz; ihr habt mich beide im Stich gelassen. Was ich heute tue, wollte ich längst, ich habe nur auf deine Rückkehr gewartet. Der Anblick eines Toten, den man geliebt, tritt nicht so leicht aus dem Gedächtnis — ich weiß das. Und ich weiß, du hast mich geliebt. Aber nicht erziehen solltest du, Fritz, sondern verstehen...“ Erst viel später habe ich erfahren, was Kurt in der Welt draußen Unerhörtes erlebte. Ein Kamerad von uns beiden brachte mir die Nachricht heim. Er hatte das Weib seines Dienstherrn mit weher heißer Seele geliebt, und sie hatte seine Liebe erwidernt. Da ward ihm vom Schicksal das Furchtbare angetan, daß er, beim Spielen mit der

Waffe, die Geliebte mit eigener Hand erschoß. Er war geflohen aus dem Lande seines Gesetzes. Von der Heimat und mir erwartete er Friede und Vergessen — und wir, wir ließen ihn beide zugrunde gehen...“

Der alte Mann schwieg. Die letzten Worte hatte er leise gesprochen, als ob er sie verbergen wollte in sich wie in einem feinen Schrein. Seine Hand auf der Sessellehne hatte sich zusammengebogen. Der Zuhörer an seiner Seite legte die Rechte darüber.

„Fritz,“ sagte er, „was war der letzte Grund deiner sogenannten Erziehung, weißt du es?“

„Ja, heute weiß ich es. Es war etwas, das uns Menschen, die wir streben, vorwärts wollen, nach Besitz drängt und peitscht... Spare mir das Wort und frag mich nicht an!“

Der alte Mann im Panamahut erhob sich vom Korbsessel. Bello, der Hund, riß seine Kette an den Nachtiolen vorbei und knickte die duftenden Blüten.

Dramatische Rundschau I.

(Fortsetzung).

In vollen Akkorden war die letzte Spielzeit zu Ende gegangen, und nicht minder schwungvoll begann die neue. Im Stadttheater nahmen die Festvorstellungen des „Parföf“ mit gutem künstlerischem Erfolg und unter regem Interesse des Publikums ihren Fortgang, und auf der Pfauenbühne huldigte das Schauspiel zunächst nur Shakespeare und Björnson: Neueinstudierungen von „Die bezähmte Widerspenstige“, „Viel Lärm um Nichts“, „Was ihr wollt“ und „Wenn der junge Wein blüht“ bildeten den Spielplan der beiden ersten Wochen. Die Wiedergabe der Shakespeare'schen Stücke war wie in früheren Jahren vorz trefflich, während man Björnsens Lustspiel aller Poesie entkleidete, ihm dadurch die Lust entzog, in der allein es zu leben vermag, und pietätlos das gebrechliche Gerüst dieses Alterswerkes aufdeckte.

Nicht aus dem Herzen wie Björnsens Lustspiel, sondern aus dem Verstande ist Schnitzlers „Professor Bernhardi“ gekommen, aus dem leidenschaftlichen Begehrten, längst gehegtem Groll den Weg freizugeben und Abrechnung zu halten. Da das Werk seit einem Jahr in Tagesblättern und Zeitschriften nach allen Seiten hin beleuchtet und erörtert worden ist, kann ich mich auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Der Arzt Bernhardi verweigert aus rein menschlichem Empfinden dem Priester den Zutritt zu einer Sterbenden. Das geschieht im ersten Akt, der meisterhaft die Exposition gibt. Aber der Konflikt wird nur Anlaß und nicht Inhalt der Komödie. Schnitzler denkt nicht daran, das Problem, den Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche, zu Ende zu führen, sein Bernhardi soll nicht zum Helden werden, der siegt oder untergeht (obwohl der ironische Gleichmut, womit er alles eindringende Ungemach auf sich nimmt, doch auch Heroismus ist), nein, ihm war es darum zu tun, seiner Zeit, will sagen dem heutigen Wien der parteipolitischen Zerrissenheit und antisemitischen Treibereien den Spiegel vorzuhalten, und das tut er denn auch mit ungrimmiger Schärfe und mehr von einem persönlichen Standpunkt aus, als für den künstlerischen Wert des Stücks gut ist. Das läßt sich trotz der großen, den Höhepunkt der Komödie bildenden Szene zwischen Bernhardi und dem Priester, in der sich ein gerechtes Urteilen von hüben und drüben kundtut, nicht wegdisputieren. Dialog und Charakteristik sind wiederum wie stets bei Schnitzler bewundernswert. — Passivität kennzeichnet auch den Charakter Dantons in Georg Büchners Revolutionsdrama „Dantons Tod“, das zur Feier des hundertsten Geburtstages des jung gestorbenen Dichters gegeben

wurde und in dem jede Szene von unmittelbarem Leben erfüllt ist. Aber trotzdem lebte es nicht mehr, hat als Bühnendrama nie gelebt. Eine Reihe von Bildern voll Gedankenreichtum, Gefühl und fiebernder Leidenschaft, aber ohne innere Verkettung, ohne Steigerung zu einem Höhepunkt — ein Held, dem die Lust am Kampfe längst vergangen ist, ein Epikureer und geistreicher Zyniker, ein Revolutionär, der im letzten Alt seines niederschlagenden Lebens steht. So mußte denn trotz der rühmenswerten Aufführung der Erfolg ausbleiben*). Auch Herbert Eulenburgs „Erste Schwänke“, ein Zyklus von vier Einaktern, erfüllte die Erwartungen nicht völlig. Es war ja interessant und ergötzlich zu sehen, wie dieser Romantiker in den hübsch ersonnenen Geschichten alltägliche, höchst irdische Dinge mit Wit und Laune behandelt und die satirischen Lichter aussucht. Aber der Eindruck der Schwerfälligkeit und Geschraubtheit stellt sich mehr als einmal ein; bald wird, wie in „Das Geheimmittel“, der Wit zu Tode geheizt, ohne daß irgend ein Resultat erzielt würde, bald fehlt die leichte graziöse Hand, mit der liebenswürdig pitante Affären wie „Die Geschwister“ gezeichnet werden müssen. Eine Schwenkung anderer Art macht Bernard Shaw in seinem „Pygmalion“. Der scharfe Spötter ist milderen Sinnes geworden und gibt in seiner neuen Komödie, man mag sich noch so sehr Mühe geben, „Tiefen“ darin zu entdecken, nichts weiter als ein unterhaltendes Lustspiel, noch dazu eines, das stellenweise mit den verbrauchtesten Gegensätzen arbeitet. Pygmalion, weiland König von Kypros, hat durch heißes Flehen die Statue der Aphrodite zu wirklichem Leben erweckt, und Pygmalion, der Bildhauer, haucht dem Marmorbild der „schönen Galatea“ in Suppés Operette mit stürmischem Liebeswerben eine fühlende Seele ein; aber Pygmalion, der Phonetiker bei Shaw, will nicht beleben und besetzen, ihm gilt das von der Straße aufgelesene Blumenmädchen nur als Material, an dem er seine linguistischen und phonetischen Künste erprobten kann, und er gewinnt die Wette, das Mädchen innerhalb weniger Wochen äußerlich so abzurichten, daß es sich wie eine Herzogin zu benehmen weiß. Das wird drei Akte lang in recht dürftigen Szenen und mit bekannten Mittelchen abgewandelt, und erst im vierten und fünften Akt bekommt die Sache ein neues und unverhofftes Aussehen. Der weise Herr Professor hat nicht daran gedacht, daß mit der Veredlung der Sprache und der Lebenshaltung

*) Näheres über Georg Büchners Revolutionsdrama s. „Die Schweiz“ XVII 1913, 455 f.